

214 nicht ersetzen oder erzwingen, so wenig wie die Leidenschaft es tut. Beide – vor allem: beide *zusammen* – locken ihn. Aber er kommt, wenn es ihm, nicht, wenn es uns beliebt.<sup>16</sup>

Weber weist darauf hin, dass seine Trias für jeden Beruf, für jede menschliche Tätigkeit in allen gesellschaftlichen Bereichen von Belang sei, für die Theoretische Mathematik ebenso wie für das Erschaffen von Kunst. Wieder etwas enger gefasst kann man jedoch auch und gerade für die Gegenwart konstatieren, dass die Bedeutung von Wissenschaft, die Literaturwissenschaft eingeschlossen, in Berufen sehr dynamisch gewachsen ist.<sup>17</sup> Sei es auf der Ebene erwarteter Qualifikation, sei es in Ansprüchen an die tägliche Arbeit. Sei es in der Erwartung profunder Kenntnis oder überhaupt einer wissenschaftlichen Haltung, die zu entwickeln ein akademisches Studium an der Universität immer noch in sehr privilegierter Weise Gelegenheit bietet.

Die Literaturwissenschaft vereint darüber hinaus zwei zusätzliche Eigenschaften, die mein Glück in meinem mit Glück erlangten Beruf ausmachen, die aber auch außerhalb der Universität eigene Qualitäten sind: den Umgang mit der menschlichen Sprache, die in der Literatur Gestalt findet, und (soweit wir es mit Literatur in engerem Sinne zu tun haben) den Umgang mit Kunst, mit Sprachkunst. Die Tugenden der Genauigkeit, der Langsamkeit, der Leidenschaft, der Neugier, des Fleißes, der Kritik, das Bemühen um Objektivität und in besonderer Weise die Offenheit für Anderes und Überraschendes finden in der Literatur durch die Jahrhunderte hindurch ein unendliches Feld der Betätigung, der Herausforderung und, wenn es gelingt, in der Wissenschaft oder anderenorts auch der Befriedigung.

*Wieder einmal hat alles viel länger gedauert als geplant und versprochen. Bevor ich heute Morgen, an einem wunderbar freien Tag mitten in der vorlesungsfreien Zeit, meine Datei geöffnet habe, um diesen Essay, der einmal ein Vortrag war, nach einigem Herumfeilen fertig zu schreiben, habe ich vierzehn Mails geschrieben. Ein Gutachten verschickt und einen Termin ausgemacht. Mich gefragt, wie es sein kann, dass eine Studentin vier Hausarbeiten in wenigen Wochen schreiben muss. Einen Disputationstermin mit einer Doktorandin vereinbart, von der ich weiß, dass man heutzutage dauerhaft in einem Museum nur eine Anstellungschance hat, wenn man promoviert ist. Ein Formular zur Annahme eines Doktoranden ausgefüllt und einen neuen Abgabetermin für eine Hausarbeit zur Antikerezeption im 18. Jahrhundert angeboten. Eine Einladung für einen Lehraufenthalt in Peking angenommen (ich war noch nie in China). Schließlich eine lange, freundliche Nachricht eines Herausgebers gelesen, der mir mit großer Sorgfalt einen Aufsatz, den ich über die Lyrik Alfred Anderschs geschrieben habe, mit seinen Anmerkungen zurückgeschickt hat. In einer Woche soll er fertig sein.*

16 Ebd., S. 590.

17 Die Beiträge im vorliegenden Band orientieren darüber.

## Von Beruf Sprachwissenschaftler

*Wie wird man Professor und Frau Professorin?* Bevor wir diese Frage(n) beantworten, sollten wir kurz innehalten und einmal aus sprachwissenschaftlicher Perspektive die Frage untersuchen, d. h., wir sollten überprüfen, ob es sich um eine verständliche und wohlgeformte Frage handelt. Um die beiden Aspekte beantworten zu können, müssen wir uns die Struktur der Frage genauer anschauen. Zunächst stellen wir fest, dass die Frage mehrdeutig ist, was an der Zuordnung von *Frau* liegt. Sie kann entweder Subjekt in dem zweiten elliptischen Teilsatz sein: *Wie wird man Professor und wie wird Frau [zu einer] Professorin*, oder aber sie kann als Teil des Prädikatsnomens verstanden werden: *Wie wird man [zu einem] Professor und [zu einer] Frau Professorin*. Ferner fällt auf, dass zwei sehr verschiedene Wortarten eine parallele Struktur erhalten haben: das Nomen *Frau* zu dem Indefinitpronomen *man*. Mit dieser kleinen Abhandlung sind wir bereits zur inhaltlichen Antwort der Frage übergegangen: Eine zentrale Voraussetzung dafür, Professor oder Professorin für Sprachwissenschaft zu werden, liegt darin, sich für die Struktur von Sprache in ihrer Vielschichtigkeit begeistern zu lassen und gleichzeitig bereit zu sein, diese Begeisterung an andere weiterzugeben. Wer sich selbst nicht grenzenlos für sein Fach begeistern und andere mitreißen kann oder möchte, der sollte keine akademische Karriere einschlagen. Im Folgenden möchte ich kurz einige sehr persönliche Ansichten zur akademischen Karriere vorstellen, nicht ohne sofort mit den üblichen Einschränkungen (engl. *disclaimer*) fortzufahren, die auch in jeder ersten Fußnote einer wissenschaftlichen Abhandlung zu finden sind: Die Darstellung ist weder vollständig noch objektiv, sie gibt die persönliche Sicht des Autors wieder und dieser ist auch für alle Unvollständigkeiten und Fehlbarkeiten verantwortlich.<sup>1</sup>

1 Ich möchte mich gerne an dieser Stelle bei Christof Hamann für seine freundliche und motivierende Unterstützung beim Schreiben sowie für seine vielen Kommentare und Anregungen bedanken. Verena Hepperle verdient speziellen Dank für die sorgfältige Endredaktion des Artikels. Viele der hier aufgeführten Ideen sind in intensiven Gesprächen mit meinen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen vor und nach der Promotion entstanden. Besonders möchte ich meinen beiden aktuellen Doktorandinnen Elyesa Uzun und Regina Stöpper für viele konstruktive Nachfragen und Hinweise danken.

In einer Umfrage von 2015 kam Forbes, eines der erfolgreichsten Wirtschaftsmagazine der Welt, zu dem Ergebnis, dass eine Professur zu den am wenigsten stressigen Berufen gehört. Zu den Kriterien gehört die Gefährlichkeit des Berufs für sich selbst oder für andere, der Wettbewerb, in dem man steht, oder der Druck durch Fristen etc. In der Tat muss ich sagen, dass ich während meiner Berufstätigkeit noch niemanden in Lebensgefahr gebracht habe (im Gegensatz zu Piloten oder Busfahrern) oder aber selbst durch die Tätigkeit in Lebensgefahr geraten bin (im Gegensatz zu Feuerwehrleuten oder Arbeitern auf Baustellen). In einem Kommentar zu der Umfrage widerspricht David Kroll den »Top 10 Reasons Being a University Professor is a Stressful Job«. <sup>2</sup> So weist er darauf hin, dass ein Professor oder eine Professorin kontinuierlich von anonymen Kollegen und Kolleginnen begutachtet wird und sich nicht gegen diese Gutachten wehren kann. Ferner ist das Weiterkommen auf der akademischen Karriereleiter oft von völlig fachfremden Umständen wie einer wenig freundlichen Verwaltung, einer oft zufälligen Geldzuweisung, ungerechter Lehrbelastung und hohen Ansprüchen an die Lehrleistung abhängig.

Was sind nun die Vor- und Nachteile einer Professur am Ende der akademischen Karriere? Die Vorteile sind große Selbstbestimmung, umfangreiche Freiheiten, hohe Flexibilität, keine festgelegten Arbeitszeiten, spannende Arbeitsumgebungen und ein dynamisches Arbeitsfeld. Auf der Negativliste stehen lange Zeiten der Abhängigkeit, unsichere Berufsaussichten, langwierige Qualifikationsphasen, überdurchschnittlich lange Arbeitszeiten, häufige Ortswechsel und eine unangemessen schlechte Bezahlung. Nun könnte ich die Leserin und den Leser die einzelnen Punkte bewerten und dann die Summe ziehen lassen und wir hätten die Entscheidung dafür oder dagegen getroffen. Natürlich ist es nicht so einfach; denn auch wenn das akademische Berufsbild vergleichsweise unattraktiv ist, was Sicherheit, Lebensplanung und Einkommen angeht, so bietet es doch inhaltlich sehr viel mehr als viele andere Berufe. Das werde ich im Folgenden mit einigen Stichwörtern und Stichworten zu zeigen versuchen.

### Weitblick und Zeitgeist oder Weltgeist und Zeitblick?

Der Architekt Eun Young Yi schreibt über die Stuttgarter Stadtbibliothek, die 2013 als die Bibliothek des Jahres gekürt wurde:

<sup>2</sup> URL: <http://www.forbes.com/sites/davidkroll/2013/01/05/top-10-reasons-being-a-university-professor-is-a-stressful-job/#17c9a9d5563e>, abgerufen am 06.05.2016.

Ein monolithischer Bau, der einen neuen Mittelpunkt einer modernen Gesellschaft signalisiert, besteht zwar nicht aus einem Einzelstein, aber er gibt ein monolithisches Bild als solches wieder – bestehend aus Beton und mattem Glasbaustein. In dieser harten, äußeren Hülle verbirgt sich eine transparente, leichte Glashülle. So entschält sich das Gebäude räumlich nach innen wie eine Zwiebel. Und im tiefsten Inneren begegnet man einem negativen Monolithen – ein absolut geometrischer, geordneter, weißer Raum als vollkommener Kubus, der durch ein zentrales Oberlicht erhellt wird. Also ein Raum für die innere Einkehr. Während das »Herz« die Wurzeln des Wissens symbolisiert, [...] <sup>3</sup>

Während wir in der abendländischen Tradition gerne von der *tabula rasa*, d. h. der leeren Tafel sprechen, die beschrieben werden muss, spricht der koreanische Architekt von einem inneren Raum, in dem das Wissen der Zukunft gesammelt werden soll. Jeder, der in diesem riesigen leeren Kubus im Herzen der Stuttgarter Stadtbibliothek steht, wird von heftigen Emotionen heimgesucht. Die Herausforderung eines solchen leeren Raumes ist enorm und wir versuchen, diesen Raum sofort anzufüllen, mit Farben, Gegenständen und überflüssigen Dingen. Ich erkenne in diesem Raum eine sehr schöne Metapher für die wissenschaftliche Arbeit: Wo immer wir auch etwas genauer hinschauen, eröffnen sich leere Räume, die uns herausfordern. Sie fordern von uns ein Innehalten, ein tiefes Forschen und den Versuch, die leeren Wissensräume anzufüllen. Gleichzeitig geben sie uns die Freiheit und den Weitblick, auch gegen den Zeitgeist zu denken, um so etwas von dem »Weltgeist« zu erfahren und selbst zu strukturieren. Die wirkliche tiefe wissenschaftliche Arbeit ist wie die oben erwähnte Meditation, sie verliert den Blick für die Zeit und so geraten wir in den neudeutschen Zustand des *flow*. <sup>4</sup>

### Non vitae, sed scholae discimus

»Nicht für das Leben, sondern für die Schule lernen wir.« <sup>5</sup> Dieses Zitat geht auf den römischen Philosophen und Politiker Seneca (1–65 n. Chr.) zurück. Einen seiner Briefe an Lucilius beendet Seneca mit diesem Zitat. Es geht darin um den Inhalt von akademischen Studien, ob diese »praktischer« sein sollten oder nicht. Später wird für die Notwendigkeit eines hohen Lerneinsatzes in der Schule oder Universität das Zitat verkehrt zu *non scholae*,

<sup>3</sup> URL: [http://www1.stuttgart.de/stadtbuecherei/druck/nb/1\\_YiArchitekturkonzept.pdf](http://www1.stuttgart.de/stadtbuecherei/druck/nb/1_YiArchitekturkonzept.pdf), abgerufen am 08.05.2016.

<sup>4</sup> URL: [https://de.wikipedia.org/wiki/Flow\\_%28Psychologie%29](https://de.wikipedia.org/wiki/Flow_%28Psychologie%29), abgerufen am 08.05.2016.

<sup>5</sup> Seneca: *Epistulae morales ad Lucilium Liber XVII et XVIII / Briefe an Lucilius über Ethik* 17. und 18. Buch. Hg. u. übers. v. Heinz Gunermann. Stuttgart 1998 (Brief 106, 11–12).

*sed vitae discimus*, »nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir«. Die letztere Version ist ja auch die aktuell politisch propagierte: Alles, was in der Schule und der Universität gelernt wird, ist für das Berufsleben gut und hilfreich oder soll es sein. Ohne auf die Problematik dieser Haltung näher eingehen zu können, möchte ich hier die umgekehrte These vertreten, die den wörtlichen Gehalt des originalen Zitats verteidigt: Einen guten Forscher und eine gute Forscherin macht genau das Gegenteil aus, nämlich eine gewisse Distanz zu den »praktischen« Lebensnotwendigkeiten. Mit anderen Worten: Eine tiefe Motivation für gute Forschung liegt darin, dass ich die Fragen und (un)erwartbaren Ergebnisse gerade nicht für das aktuelle Leben sinnvoll anwenden kann.

Damit möchte ich nicht sagen, dass es nicht auch viele Forschungsgebiete gibt, die direkt anwendungsorientiert sind, und dass die Menschen, die in diesen Gebieten arbeiten, daraus viel Motivation und Inspiration erhalten. Doch für die Sprachwissenschaft gilt das zunächst einmal nicht. Die Struktur der Sprache zu untersuchen hat keinen direkten Anwendungsbezug, auch wenn ihre Grundlagen in vielen Gebieten und Berufen sehr wichtig sind (s. u.). Sprachwissenschaftliche Forschung ist zunächst durch Fragen motiviert, die zu einem tieferen und besseren Verständnis von Sprache auf einer abstrakten Ebene führen sollen. Das möchte ich gerne mit einem meiner Lieblingsbeispiele kurz erläutern. Das Wort *Bitte* drückt in seiner Grundbedeutung eine höhere Höflichkeit aus, als wenn ich es weglassen würde: So ist *Komm bitte her!* höflicher als *Komm her!* Doch in der folgenden Situation scheint sich dieser Effekt umzukehren. Stellen Sie sich vor, dass Sie abends mit Freunden in einer Kneipe sitzen und am Ende des Abends feststellen, dass Sie Ihren Geldbeutel vergessen haben. Nun können Sie zu einem Freund sagen: *Könntest du mir 10 Euro leihen* oder Sie können sagen: *Könntest du mir bitte 10 Euro leihen*. Die meisten Sprecher und Sprecherinnen des Deutschen finden die zweite Version mit *Bitte* etwas dringlicher, direkter und nachdrücklicher, d. h., sie verstehen die Äußerung eher als eine Aufforderung und weniger als eine Bitte. Damit haben wir das Paradox, dass ein Höflichkeitsausdruck dazu führt, dass die Bitte weniger höflich ist. Das Paradox ist dann aufgelöst, wenn man sich die Struktur der Sätze genauer anschaut und sich überlegt, welche Möglichkeiten der Hörer hat, die jeweilige Äußerung zu negieren oder zurückzuweisen. In der ersten Version ohne *Bitte* handelt es sich wörtlich um eine Frage nach der Fähigkeit oder nach den Umständen, Geld zu verleihen. Gemeint ist natürlich nicht eine Frage, sondern die Bitte. Daher spricht man von einem indirekten Sprechakt: Die wörtliche Interpretation ist eine Frage, während die intendierte Bedeutung, d. h. der indirekte Sprechakt, jedoch eine Bitte ist. Bei einer Reaktion mit *Nein* auf diese Äußerung sind zwei Interpretationen möglich: die Zurückweisung der Bitte oder aber die Erklärung, dass man dazu leider nicht in der Lage ist,

entsprechend der beiden möglichen Interpretationen des Satzes. In der zweiten Variante mit *Bitte* steht nur noch die Lesart als Bitte oder Aufforderung zur Verfügung, da sich ja das Wort *Bitte* nicht mit einer Frage verbinden lässt. Daher ist die Zurückweisung mit *Nein* eine Zurückweisung der Bitte und insgesamt unhöflicher. Dadurch entsteht der berechtigte Eindruck beim Hörer, dass die Frage mit *Bitte* nachdrücklicher ist und weniger einfach zurückgewiesen werden kann. Dieses kleine Gedankenexperiment wird vermutlich nicht unsere sprachliche Wirklichkeit verändern, doch hat es uns sehr viel über die Vielschichtigkeit der mitgeteilten Bedeutung gezeigt.

Doch die intensive Beschäftigung mit sprachlichen Strukturen qualifiziert diejenigen, die einen Bachelor oder einen Master in einem sprachwissenschaftlichen Fach machen, zu vielfältigen Berufen. Neben den üblichen Berufen von Geisteswissenschaftlern und Geisteswissenschaftlerinnen in der Schule und in Verwaltungen, in Verlagen, der Presse und Kommunikationsabteilungen gibt es weitere Berufsfelder, die für Linguisten und Linguistinnen besonders geeignet sind. Sie arbeiten z. B. in der maschinellen Sprachverarbeitung, d. h., sie entwickeln bessere technische Methoden, um Sprache zu verstehen und zu synthetisieren und die Bedeutung von Texten besser zu erkennen. Dies erleben wir täglich bei automatischen Ansagen am Telefon, von Navigationsgeräten oder bei Ansagen auf Bahnhöfen. Linguisten und Linguistinnen arbeiten aber auch an besseren Übersetzungsprogrammen, die uns im täglichen Leben weiterhelfen. Ferner können sie im Bereich der interkulturellen Kommunikation wichtige Beiträge zu einem besseren Verständnis zwischen Menschen verschiedener Sprachen und Kulturen leisten. Einige wenige kommen sogar in der forensischen Linguistik bei Polizei und Geheimdiensten unter. Dort versuchen sie aufgrund linguistischer Merkmale, die Identität von Personen zu erkennen oder zumindest einzuzengen.

### Vom Studium zur Promotionsentscheidung

Eine akademische Karriere beginnt bei den meisten an der Universität. Wer beschließt schon in der Schule, später einmal eine Professur übernehmen zu wollen? Die Studienwahl selbst ist oft jedoch durch eine Reihe von Zufällen geprägt. D. h., viele fangen mit dem Studium eines Faches an, ohne wirklich zu wissen, ob das Fach sie auf Dauer interessieren wird, oder noch viel häufiger, ob das Fach, so wie es unterrichtet wird, den eigenen Interessen und Vorstellungen entspricht. So ist es wichtig, dass Studierende sich neben dem eigentlichen Haupt- und Nebenfach auch um andere Fächer und Interessen kümmern, einmal um den »Blick über den Teller- rand« zu bekommen, aber auch um einfach festzustellen, ob die Studien-

wahl richtig war oder nicht. Im letzteren Fall sollte dann in das Fach gewechselt werden, das mehr Spaß macht und an dem mehr Interesse besteht. Hier sei noch kurz ergänzt, dass Studieren Spaß machen soll. Es ist nicht so, dass Studieren in unserer heutigen »Spaßgesellschaft« neben anderen Ereignissen immer mithalten kann, doch sollte eine tiefbegründete Freude am Studieren vorhanden sein – zumindest, wenn über den Start einer akademischen Karriere nachgedacht wird.

Der erste Schritt in die akademische Karriere ist die Promotion, d. h. die über drei bis fünf Jahre sich hinziehende intensive Beschäftigung mit einem Forschungsthema. Promotionen können sehr unterschiedlich ausgestaltet sein. Sie können im Rahmen von strukturierten Promotionsprogrammen mit vielen anderen Doktoranden und Doktorandinnen stattfinden, sie können im Rahmen eines Forschungsprojektes, im Rahmen der Mitarbeit in der Lehre oder aber auch neben einer anderen Tätigkeit zum Lebenserhalt stattfinden. Auch der Entschluss zu einer Promotion kann sich auf sehr unterschiedlichen Wegen entwickeln. In vielen Fällen kommt die Anfrage, ob eine Person promovieren möchte, von außen, d. h. von den Dozenten und Dozentinnen oder Professoren oder Professorinnen. Diese fragen besonders diejenigen, die in den Haupt- und Oberseminaren durch Interesse und besonders durch kritische Fragen auffallen und die bereits in dieser Stufe Engagement für die Inhalte und Fragen aufbringen. Ein zweiter Weg zur Promotion geht auf Eigeninitiative der jeweiligen Person zurück. Wenn diese sich davon überzeugt hat, an wissenschaftlichen Fragen weiterarbeiten zu wollen, die Freiheit der Forschung für einige weitere Jahre zu erfahren, dann kann sie darauf hinarbeiten, bei den relevanten Lehrenden aufzufallen (s. o.). Schließlich kann jeder Studierende oder jede Studierende vertrauensvoll in die Sprechstunde von Lehrenden gehen und mit ihnen über eine mögliche Promotion sprechen. Auch hier gilt, wie bei jeder anderen Bewerbung, dass man sich nicht durch eine erste negative Rückmeldung entmutigen lassen sollte, sondern gerne auch nochmals eine zweite oder dritte Person befragen kann. Gibt es eine positive Rückmeldung, so beginnt die Suche nach einer Promotionsstelle und einer Finanzierung. Das Erstere ist meist einfacher als das zweite, doch ist oft die Finanzierung die Voraussetzung dafür, die drei bis fünf Jahre Promotion durchhalten zu können. Auch hier gilt wie im übrigen Leben, dass man den »Markt« ausgehend von folgenden Fragen genau beobachten muss: Wo werden Stellen ausgeschrieben? Welche Graduiertenkollegs sind von Interesse? Kann man sich auf Sommerschulen weiterbilden? In welchen Foren kann man sich austauschen? Die wirklich schwierige Frage ist, welches die objektiven Kriterien sind, nach denen man sich zu einer Promotion entscheiden kann oder sollte, und welches die Kriterien sind, die eher nicht für eine Promotion sprechen. Hier muss nämlich gleich gesagt werden, dass die Abbruchquote bei Promotionen bei nahezu 50% liegt, d. h., jede

zweite Person bricht eine Promotion ab.<sup>6</sup> Damit Sie nicht dazu gehören, sollten Sie zuvor genaue Überlegungen anstellen.

Ich habe oben über »weiche« Kriterien wie Begeisterung, Ausdauer, die Durchdringung der Materie und den Spaß am Fragen und Forschen vorgestellt. Nun kommen wir zu weiteren Kriterien, die oft von außen gesetzt werden. Dazu gehören zunächst überdurchschnittliche Studienleistungen wie exzellente Präsentation und Beiträge in den Veranstaltungen oder überdurchschnittliche Klausuren und Hausarbeiten. In der Sprachwissenschaft ist es seit einigen Jahren vielerorts üblich, sich mit kleinen Promotionsprojekten bei Graduiertenschulen, Projektstellen oder auch Professuren zu bewerben. Die Projekte enthalten neben einem kurzen Lebenslauf von ein bis zwei Seiten eine Skizze der geplanten Promotion von bis zu fünf Seiten. Aufgrund dieser Unterlagen werden potenzielle Doktorandinnen oder Doktoranden gegebenenfalls zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen. Daher sollten sowohl der Lebenslauf als auch die Projektskizze sehr sorgfältig erstellt werden. Für einen guten Lebenslauf von zwei Seiten sind üblicherweise an die acht Stunden Arbeit notwendig und die Versionen sollten von zwei bis drei Personen gegengelesen werden. Ein Lebenslauf mit Rechtschreibfehlern, unklaren Angaben, falschen Daten, schlecht kopierten Zeugnissen etc. ist nicht gerade eine gute Voraussetzung für die Einladung zu einem Gespräch. Das Gleiche gilt für die Projektskizze. Hier sind sicherlich mehrere Wochen, wenn nicht zwei bis drei Monate Arbeit notwendig, um eine wirklich überzeugende Skizze zu erstellen. Oft werden exzellente Ideen und Initiativen in oberflächliche und schlampige Skizzen eingebaut, sodass eine zukünftige Betreuerin oder ein zukünftiger Betreuer absehen kann, dass auch eine Promotion oberflächlich und schlampig erstellt werden wird. Mit anderen Worten: Für die Bewerbungen sollte ein nicht unerheblicher Aufwand betrieben werden. Gleichzeitig sollte aber jede Kandidatin oder jeder Kandidat für sich eine Grenze setzen, wann die Bemühung, eine Promotionsstelle zu finden, abgebrochen werden sollte. Das ist natürlich in jedem einzelnen Fall anders, doch wenn jemand bei zehn Bewerbungen nur einmal zu einem Gespräch eingeladen wird und dann die Stelle nicht angeboten bekommt, ist das sicherlich eine Art »objektives« Kriterium dafür, dass der Lebenslauf und die Skizze auf kein großes Interesse stoßen. In der Sprachwissenschaft würde ich mich nicht länger als zwölf Monate auf Promotionsstellen bewerben und mir nach fünf bis acht Absagen ernsthaft Gedanken über Alternativen machen. Selbstverständlich ist es auch wichtig zu überlegen, ob man bereit ist, den Wohnort zu wechseln oder mehr als acht Stunden pro Tag zu arbeiten. All dies sollte

<sup>6</sup> URL: <http://www.duz.de/duz-magazin/2014/08/so-verlieren-promovenden-den-spaß-am-forschen/263>, abgerufen am 08.05.2016.

man mit anderen besprechen, anderen, die auch promovieren wollen, anderen Promovierenden, jungen Dozentinnen und Dozenten, deren Erfahrungen mit der Promotion noch nicht lange zurückliegen, aber am Ende auch mit erfahrenen Professorinnen und Professoren.

### Lehrjahre sind keine Herrenjahre (oder die beste Zeit) – die Promotion

Sollten die Hürden zur Promotion erst einmal erfolgreich genommen sein, so dauert die Promotion üblicherweise drei bis fünf Jahre. Die Promotionszeit wird von vielen als die freieste und glücklichste Zeit einer akademischen Karriere bezeichnet. Torben Thrane z. B. schreibt im Vorwort seines Buches *Referential-semantic analysis*, das aus seiner Dissertation entstanden ist:

I spent the three years 1973–6 at the Department of Linguistics, University of Edinburgh, submitting towards the end of that time a thesis for the degree of PhD under the title *A study in the referential functions of English noun phrasal*. I consider these three years the happiest and most fruitful period of my professional life [...].<sup>7</sup>

Sicherlich wird von vielen die Promotionszeit etwas verklärt dargestellt, doch bietet sie viele Möglichkeiten, neue Gebiete zu erschließen, sich insgesamt relativ frei wissenschaftlich weiterzuentwickeln und keine zu umfangreichen Verpflichtungen zu haben. Auf der anderen Seite steht ein vielfältiges Aufgabenspektrum von selbstständiger und kooperativer Forschung, nationaler und internationaler Vernetzung, das eigenständige Erschließen neuer Forschungsfragen und das Einpassen in bestehende Forschungskontexte. So wie alle anderen Berufe auch, ist auch der Beruf der Doktorandin oder des Doktoranden heute deutlich anspruchsvoller als noch vor einigen Jahrzehnten. Aus meiner Sicht machen die genannten Veränderungen diese Zeit auch interessanter, gleichzeitig ist es schwieriger, Zeit für die intellektuelle Durchdringung, Erschließung und Aufarbeitung des Forschungsthemas zu finden. Doch sind sich die meisten etablierten Kollegen und Kolleginnen einig, dass die Qualität der Promotionsarbeiten insgesamt steigt, dass jede neue Doktorandengeneration ein wenig besser ausgebildet ist als die zuvor.

<sup>7</sup> Torben Thrane: *Referential-semantic analysis. Aspects of a Theory of Linguistic Reference*. London u. a. 1980, S. XI.

Eine abgeschlossene Promotion bedeutet nicht nur einen wissenschaftlichen Fortschritt für die akademische Gemeinschaft, sondern immer auch einen ganz wichtigen persönlichen Erfolg. Gleichzeitig eröffnet die abgeschlossene Promotion ganz neue Wege. Viele entscheiden sich nach der Promotion für einen nicht-akademischen Beruf. Einem promovierten Linguisten und einer promovierten Linguistin stehen dabei vielfältige Möglichkeiten in kulturellen und kommunikativen Berufsfeldern offen (siehe auch die kurzen Bemerkungen oben). Viele bleiben aber auch an der Universität, wo sich ebenfalls vielfältige und spannende Berufsfelder eröffnen. In der sogenannten *Postdoc*-Phase, manchmal auch als *Mittelbau*-Phase bezeichnet, kann das in der Promotionszeit erarbeitete Wissen in Lehre und Forschung umgesetzt und weiterentwickelt werden. Stärker noch als in der Promotionszeit wird der *Postdoc* nun in akademische Forschung, Lehre und Selbstverwaltung einbezogen und muss sich hier neuen Herausforderungen stellen. In der Forschung wird es darum gehen, die Ergebnisse der Promotion national und international vorzustellen und zu verteidigen, das Forschungsgebiet zu vertiefen, aber auch andere Forschungsbereiche zu erkunden. Die Lehre bietet die Möglichkeit, Studierenden vielfältige Methoden, Grundlagen und Forschungserkenntnisse vorzustellen und mit ihnen zu diskutieren. Somit bildet die Lehre eine sehr interaktive, kreative und anregende Möglichkeit, Wissen weiterzugeben und dabei auch für sich selbst ständig dazuzulernen. In der akademischen Selbstverwaltung geht es um die Organisation von wissenschaftlichen Netzwerken mit Tagungen und Vorträgen, aber auch um die Entwicklung von akademischen Institutionen mit neuen Ideen. Die *Postdoc*-Phase wird von vielen auch dazu genutzt, an eine andere Universität zu wechseln oder für eine begrenzte Zeit ins Ausland zu gehen, um so den persönlichen und akademischen Horizont zu erweitern.

Im akademischen Bereich gibt es traditionell drei Karrierewege, die zur Professur führen: Erstens hat man auf einer Assistenten- oder Mitarbeiterstelle an einer Professur oder einem Institut sechs Jahre Zeit zu unterrichten und zu forschen. In dieser Zeit sollte man eine zweite Qualifikationschrift, die sogenannte Habilitation, erstellen. In den Geisteswissenschaften ist es bis heute üblich, dass sich nur Habilitierte auf Professuren bewerben können. Zweitens kann man sich auch auf sogenannten Projektstellen weiterqualifizieren. Solche Projekte werden von etablierten Wissenschaftlern oder Wissenschaftlerinnen beantragt und laufen über zwei oder drei Jahre. Üblicherweise sind diese Projektstellen nicht mit einer Lehrverpflichtung verbunden, dafür sind ihre Laufzeiten deutlich kürzer als Assistentenstellen. Neben der Projektarbeit muss dann ebenfalls eine Habilitation geschrieben werden, damit man sich für eine Professur bewerben kann. Alternativ zu Assistenten- oder Projektstellen gibt es drittens auch

einige akademische Positionen, auf denen man mit hoher Autonomie agieren kann: Juniorprofessuren oder Nachwuchsgruppenleitungen. Hier bekommt man bereits früh viel Verantwortung, muss sich aber auch nach fünf bis sieben Jahren auf eine feste Professur bewerben. Die Zeit zwischen der Promotion und der Habilitation dauert im Durchschnitt fünf bis acht Jahre und nach der Habilitation kann es weitere zwei bis fünf Jahre bis zu einer Professor dauern.

Dieser sehr lange akademische Karriereweg ist aus vielerlei Gründen in die Kritik geraten und es werden aktuell unterschiedliche Modifikationen diskutiert. So gibt es die durchaus überzeugende Idee, dass nach der Promotion zwischen drei akademischen Karrierewegen entschieden werden soll. Der erste Weg soll schon früh mit einer befristeten Juniorprofessur beginnen, auf der man in Forschung und Lehre aktiv und erfolgreich sein soll. Nach fünf Jahren wird die akademische Leistung evaluiert und bei einem positiven Ergebnis wird die Stelle entfristet. Der zweite Weg ist für Personen vorgesehen, die mit großer Begeisterung unterrichten und dafür eine größere Sicherheit erhalten wollen. Auch hier ist geplant, dass nach einer gewissen Zeit die Unterrichtsleistung begutachtet und danach die Stelle entfristet wird. Schließlich wird auch an ein Stellenprofil in der akademischen Verwaltung gedacht, da immer mehr hochqualifizierte Personen für die Koordination von Forschung und Lehre gebraucht werden. Auch die hier Beschäftigten sollen nach einer Evaluationsphase schließlich Dauerstellen erhalten. Es ist damit zu rechnen, dass dieses neue Modell sich langsam in den nächsten Jahren durchsetzen wird.

Bei der Entscheidung für oder gegen eine akademische Karriere gelten ganz ähnlich Kriterien wie beim Übergang vom Studium zur Promotion: die »weichen« Kriterien wie Begeisterung, Interesse am Forschungsthema, Bereitschaft zu einem hohen Einsatz, Spaß an der Arbeit sind nach wie vor dieselben, zu den eher »harten« müssen nun noch Vorträge und Publikationen und allgemein die Anerkennung im Fach (Zitationen, Einladungen) hinzukommen. Auch hier sollten jeweils persönliche Grenzen gezogen werden: Wie lange schreibe ich Bewerbungen? Nach wie vielen Absagen bemühe ich mich um Alternativen? Gleichzeitig stellen sich an diesem Übergang verstärkt Fragen der Lebensplanung. Universitäre Positionen bieten eine hohe Flexibilität in der Tages-, Wochen- und Jahresplanung und lassen zu, einen familiären Alltag besser zu meistern. Dafür aber sind sie meistens nicht auf Dauer.

In der sogenannten *Postdoc*-Phase wird das Missverhältnis zwischen vielen gut ausgebildeten Menschen und der relativ geringen Anzahl fester Stellen, in der Regel Professuren, sehr deutlich. D. h., es gilt zu entscheiden, ob man sich auf dieses Abenteuer einlassen und den eingeschlagenen Weg fortführen möchte oder aber nach Alternativen sucht. Wer sich auch weiterhin auf das Abenteuer Wissenschaft einlässt, von dem wird wie in der

Promotionszeit ein hoher Einsatz, eine große Flexibilität und viel Dynamik erwartet. Auf der Positivseite steht aber, dass sie oder er nun in das wissenschaftliche System aufgenommen wird und ganz aktiv zum wissenschaftlichen Fortschritt, zur akademischen Lehre und zur Gestaltung des universitären Umfelds beitragen kann. Oft brauchen wissenschaftliche Ideen einige Jahre, bis sie sich durchgesetzt haben. Das erlebt man natürlich nur dann mit, wenn man auch im Feld bleibt. Und schließlich bleibt bei allen möglichen zusätzlichen Belastungen das Grunderlebnis bestehen, freie Forschung betreiben zu können. Wer auch hier mit Engagement, Spaß an der Arbeit, Begeisterung und etwas Glück agiert, hat gute Chancen, den nächsten Schritt machen zu können.

### Ohne Preis kein Fleiß

Wer sich wissenschaftlich gut etabliert hat sowie die notwendigen Forschungsleistungen vorgelegt hat, gute Lehre praktiziert und sich in der akademischen Welt engagiert vernetzt hat, kann sich erfolgversprechend auf Professuren bewerben. Wie bei allen anderen Jobs auch wird nicht notwendigerweise die erste Bewerbung zum Erfolg führen (auch wenn das manchmal vorkommt). Doch schließlich hat (hoffentlich) eine Bewerbung Erfolg. Denn die Universitäten brauchen kreative Köpfe, um eine qualitativ hochwertige Forschung und Lehre fortführen zu können. Für denjenigen, der eine Professur übernimmt, beginnt ein neuer Lebensabschnitt: Auf der einen Seite ist das große und ferne Ziel einer unabhängigen Dauerstelle erreicht und nun können viele Dinge umgesetzt werden, die als Doktorand oder *Postdoc* nicht möglich waren. Auf der anderen Seite gibt es aber viele neue Herausforderungen, die besonders damit zu tun haben, dass eine Professur viele administrative Aufgaben auf den unterschiedlichen universitären Ebenen auszufüllen hat. Auch wenn es für eine Professorin oder einen Professor viele zum Teil »fachfremde« Aufgaben gibt, bleibt es dabei, dass der Beruf der Professorin oder des Professors zu den freisten und flexibelsten Berufen überhaupt gehört und dass sich somit am Ende der hohe Einsatz gelohnt hat.

Fassen wir zusammen: Die Voraussetzungen, um eine akademische Karriere erfolgreich zu durchlaufen, liegen in einer überdurchschnittlichen intellektuellen Begeisterung und Anstrengung für die Forschung, einem hohen Engagement für die wissenschaftliche Vernetzung und einer großen Freude an der akademischen Lehre. Die wissenschaftliche Karriere bietet eine große Selbstbestimmung, vielfältige Freiheiten, große Flexibilität hinsichtlich der Arbeitszeiten und Arbeitsorte, eine spannende Arbeitsumgebung und ein sehr dynamisches Arbeitsfeld. Gleichzeitig ist eine wissenschaftliche Karriere mit langen Zeiten der Abhängigkeit, unsi-

cheren Arbeits- und Berufsaussichten, langen Qualifikationsphasen, überdurchschnittlichen Arbeitszeiten, häufigeren Ortswechselln und einer insgesamt bescheidenen Bezahlung verbunden. Diese Punkte muss jede und jeder abwägen – ich selbst kann nur sagen, dass meine eigene Karriere nicht immer einfach war, aber zu den meisten Zeiten mir viel Spaß und neue Erkenntnisse gebracht hat, und dass ich diesen Weg ganz bestimmt wieder einschlagen würde.

## Auslandsgermanistin/Auslandsgermanist

### I. Auslandsgermanistik – Was ist das?

#### 1. Auslandsgermanistin/Auslandsgermanist

Der Titel dieses Beitrags ist irreführend, suggeriert er doch, es gebe abseits der – für das deutschsprachige Inland reklamierten – *Standard*-Germanistik eine *Auslandsgermanistik* mit eigenem Gegenstandsbereich oder eigenen Methoden. Dass diese Vermutung nicht oder zumindest nicht ganz zutreffend ist, kann allerdings inzwischen als Konsens gelten. Dennoch stellt sich die Frage, was den entscheidenden Unterschied zwischen der Germanistik im deutschsprachigen Raum und außerhalb dieses Raumes ausmacht, denn erst dadurch wird in dieser Sammlung mit Aufsätzen zu potenziellen Berufsperspektiven für Studierende der Germanistik ein eigener Beitrag ›Auslandsgermanistin/Auslandsgermanist‹ gerechtfertigt.

Es ist hilfreich, zunächst zu überlegen, in welchen unterschiedlichen Bedeutungszusammenhängen der Begriff *Auslandsgermanist*<sup>1</sup> verwendet wird; von dort aus erschließen sich sowohl eventuelle Unterschiede zwischen Auslands- und Inlandsgermanistik als auch potenzielle Berufsperspektiven für Germanisten im Ausland.

a) Als Auslandsgermanisten könnte zunächst einmal jeder bezeichnet werden, der im Ausland im Fach Germanistik arbeitet (an einer Hochschule lehrt und forscht), unabhängig vom eigenen soziokulturellen und wissenschaftlichen Hintergrund des Auslandsgermanisten und von den Inhalten dessen, was er in der Germanistik tut. Es bliebe dann zu klären, was die Germanistik im Ausland auszeichnet bzw. ggf. von der Inlandsgermanistik unterscheidet, damit die Begriffe *Auslandsgermanist* und *Germanist* nicht deckungsgleich verwendet werden.

b) Als Auslandsgermanist könnten in einem zweiten Versuch diejenigen gelten, die im Fach Germanistik arbeiten (sei es im deutschsprachigen oder nicht-deutschsprachigen Raum), ohne selbst Deutsch als Muttersprache erlernt zu haben. Nicht die Wahl eines Fachs und seiner Gegenstände, sondern nur der sprachlich-biographische Hintergrund der Person ist hier ausschlaggebend, was diesen Versuch einer Definition von vornherein frag-

<sup>1</sup> Ich verwende im Folgenden der besseren Lesbarkeit halber das generische Maskulinum.